

# Bilder vom Körper – Bilder vom Menschen

Kultur und Ausgrenzung um 1900 und heute

Von Walter Leimgruber, Basel\*

In diesem Text wird die Frage der gesellschaftlichen Ausgrenzung durch Körperbilder diskutiert, und zwar zunächst am Beispiel der Fotografie in der Zeit von der Mitte des 19. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Anhand dieses Materials skizziere ich das Verhältnis zwischen Kulturwissenschaften und Naturwissenschaften in dieser Epoche. In einem zweiten Teil werde ich überleiten zur Gegenwart, um diesmal am Beispiel der Gentechnologie die Veränderungen der Bedeutung von Körper- und Menschenbildern aufzuzeigen und wiederum zu fragen, welche Rolle Natur- und Kulturwissenschaften dabei spielen. Geboten wird nicht das Resultat empirischer Forschung, sondern ein Problemaufriss.

## *Körper und Fotografie in der Wissenschaft*

Nachdem während Jahrzehnten Funktionen, Strukturen und Prozesse der Gesellschaft im Zentrum des Interesses standen, hinter denen man den Menschen – geschweige denn dessen Körper – kaum wahrnahm, ist in letzter Zeit eine fast unüberblickbare Flut von kulturwissenschaftlichen Texten zu den unterschiedlichsten Aspekten des Körpers und seiner Geschichte erschienen.<sup>1</sup> Der Körper und die

\* Antrittsvorlesung als Ordinarius für Volkskunde/Europäische Ethnologie an der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel, gehalten am 23. Mai 2002.

1 Aus der enormen Fülle der Publikationen seien stellvertretend einige Titel genannt: *Utz Jeggle*: Im Schatten des Körpers. Vorüberlegungen zu einer Volkskunde der Körperlichkeit. In: Zeitschrift für Volkskunde 76 (1980), S. 169–188; *ders.*: Der Kopf des Körpers. Eine volkswissenschaftliche Anatomie. Weinheim/Berlin 1986; *Arthur E. Imhof* (Hrsg.): Der Mensch und sein Körper. Von der Antike bis heute. München 1983; *Michael Feher, Ramona Naddaff, Nadia Tazi* (Hrsg.): Fragments for a History of the Human Body, 3 Parts. New York 1989–91; *Eugen König*: Körper – Wissen – Macht. Studien zur historischen Anthropologie des Körpers. Berlin 1989; *Mike Featherstone, Mike Hepworth, Bryan S. Turner* (Hrsg.): The Body. Social Process and Cultural Theory. London 1991; *Kathleen Adler, Marcia Pointon* (Hrsg.): The Body Imaged. The Human Form and Visual Culture since the Renaissance. Cambridge/New York 1993; *Paul Virilio*: Die Eroberung des Körpers. Vom Übermenschen zum überreizten Menschen. München 1994; *Jean Clair* (Hrsg.): Identità e alterità. Figure del corpo. Venezia 1995; *Jennifer Terry, Jacqueline Urla* (Hrsg.): Deviant Bodies. Critical Perspectives on Difference in Science and Popular Culture. Bloomington 1995; Die Zukunft des Körpers I, II. Kunstforum international Bde. 132, 133/1996; *Max Matter* (Hrsg.): Körper – Verständnis – Erfahrung (=Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, NF, 3/1996); *Rudolf Schenda*: Gut bei Leibe. Hundert wahre Geschichten vom menschlichen Körper. München 1998; *Richard van Dülmen* (Hrsg.): Erfindung des Menschen. Schöpfungsträume und Körperbilder 1500–2000. Wien 1998; *Philip Sarasin, Jakob Tanner* (Hrsg.): Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des



Körperwahrnehmung wurden lange als außerhalb des Geschichtlichen liegend, als lediglich physiologisch determiniert, aufgefasst. Doch der Körper ist nicht immer in gleicher, unveränderlicher Weise existent, er ist kulturellen Vorstellungen unterworfen, die ihn immer wieder anders erscheinen lassen. Die Kulturanthropologin Mary Douglas geht in ihrer Studie *„Ritual, Tabu und Körpersymbolik“* davon aus, dass jede Gesellschaft über zwei interdependente Körperkonzepte verfügt: „Der Körper als soziales Gebilde steuert die Art und Weise, wie der Körper als physisches Gebilde wahrgenommen wird; und andererseits wird in der (durch soziale Kategorien modifizierten) physischen Wahrnehmung des Körpers eine bestimmte Gesellschaftsauffassung manifest.“ Zwischen diesen Körperkonstrukten findet „ein ständiger Austausch von Bedeutungsgehalten statt, bei dem sich die Kategorien beider wechselseitig stärken“.<sup>2</sup>

Körperbilder waren in der Geschichte deshalb nie nur Darstellungen des biologischen Körpers. Im Bild des Körpers wird immer auch das Bild des Menschen, das Menschsein als Idee zum Ausdruck gebracht. Es geht also auch um die „Verkörperung“ des Menschen in einem übertragenen, metaphorischen Sinne. Es waren einerseits die Gender Studies<sup>3</sup>, andererseits v.a. Michel Foucault<sup>4</sup>, die ein neues Verständnis für die Kulturation des Körpers und die Historisierung der Natur ermöglichten. Indem Foucault den Körper als einen Ort beschrieb, an dem

---

Körpers im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 1998; *Philipp Sarasin*: Mapping the body. Körpergeschichte zwischen Konstruktivismus, Politik und „Erfahrung“. In: *Historische Anthropologie* 7 (1999), S. 437–451; *ders.*: Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914. Frankfurt a. M. 2001; *Heiko Stoff*: Diskurse und Erfahrungen: Ein Rückblick auf die Körpergeschichte der neunziger Jahre. In: *Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts* 14 (1999), S. 142–160; *Bielefelder Graduiertenkolleg Sozialgeschichte* (Hrsg.): Körper Macht Geschichte. Geschichte Macht Körper. Körpergeschichte als Sozialgeschichte. Bielefeld 1999; *Maren Lorenz*: Leibhaftige Vergangenheit. Einführung in die Körpergeschichte. Tübingen 2000; *Philip Hancock*: The Body, Culture, and Society: an Introduction. Buckingham 2000; *Annette Keck, Nicolas Pethes* (Hrsg.): Mediale Anatomien. Menschenbilder als Medienprojektionen. Bielefeld 2001.

- 2 *Mary Douglas*: Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur. Frankfurt a. M. 1986, S. 99; vgl. auch *dies.*: Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu. Frankfurt a. M. 1988.
- 3 *Barbara Duden*: Body History – Körpergeschichte. A Repertory. Ein Repertorium. Wolfenbüttel 1990; *dies.*: Geschlecht, Biologie, Körpergeschichte. Bemerkungen zu neuerer Literatur der Körpergeschichte. In: *Feministische Studien* 9 (1991), S. 105–122; *dies.*: Das „System“ unter der Haut. Anmerkungen zum körpergeschichtlichen Bruch der 1990er Jahre. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 2 (1997), S. 260–273; *Margrit Kaufmann*: Essenz – Tabu – Konstrukt. Zur Bedeutung des Körpers in feministischen Theoriesätzen. In: *Kea* 11 (1998), S. 11–136; *Kathleen Canning*: The Body as Method? Reflections on the Place of the Body in Gender History. In: *Gender & History* 11 (1999), S. 499–513; *Janet Price, Margrit Shildrick* (Hrsg.): Feminist Theory and the Body. A Reader. New York 1999; *Paula-Irene Villa*: Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. 2. Aufl., Opladen 2001.



das Disziplinarsystem der bürgerlichen Gesellschaft seine „Mikrophysik der Macht“ zu entfalten vermag, eröffnete er einen neuen Zugang, um die Materialität des Körpers nicht nur „biologisch“ zu begreifen. Foucault nannte diese Entwicklung „eine Art Machtergreifung in Bezug auf den Menschen als Lebewesen“. <sup>5</sup> Und weiter: „Das, wodurch die Macht im 19. Jahrhundert wirkt, ist die Gewohnheit, die bestimmten Gruppen auferlegt wurde. Die Macht kann ihren Aufwand von früher aufgeben. Sie nimmt die hinterlistige, alltägliche Form der Norm an; so verbirgt sie sich als Macht und wird sich als Gesellschaft geben.“ <sup>6</sup> Über diese Normen und den Prozess der Normalisierung zu sprechen, bedeutet in der Regel, gleichzeitig über Abweichung zu sprechen. Nur im Rückschluss von dem, was als „nicht normal“ betrachtet wird, vom Pathologischen, Anormalen, Devianten erschließt sich das „Normale“. Die härtesten Differenzdiskurse der Moderne haben ihren Ausgangspunkt praktisch immer beim Körper. <sup>7</sup>

Auch die Fotografie war lange Zeit das Stiefkind einer auf Texte konzentrierten Wissenschaft, die noch immer nur am Rande mit der Erforschung unserer visuellen Gesellschaft befasst ist. Das neu erwachte Interesse am Körper wie an der Fotografie lässt sich verbinden mit gesellschaftlichen Veränderungen. In einer Zeit, die von virtuellen Welten schwärmt, in denen die körperbehaftete Realität ihre Bedeutung verliert, und die neuartige Eingriffe in den Körper erlaubt, gerät dieser vermehrt in das Zentrum des Interesses. Und in einer Zeit, in der neue Techniken ganz neue Bildproduktionen erlauben, wird die Frage nach den Bedeutungen und Funktionen der Bilder drängender. Der Glaube an die Indexikalität der Fotografie, d. h. an ihre angebliche Fähigkeit, die Realität (des Körpers) im Bild zu bannen, geht verloren. <sup>8</sup>

Ich konzentriere mich im ersten Teil auf Fotografien von Menschen, die sich nicht freiwillig ablichten ließen. Auf privaten Fotografien und Atelieraufnahmen waren die Abgebildeten jeweils Subjekt des Bildes. Auf den institutionellen Fotos wurden sie hingegen Objekte eines Wissens und einer Macht. Die Fotografie

---

4 Michel Foucault: *Mikrophysik der Macht: Über Strafjustiz, Psychiatrie und Medizin*. Berlin 1976; ders.: *Technologien des Selbst*. In: Luther H. Martin, Huck Gutman, Patrick H. Hutton (Hrsg.): *Technologien des Selbst*. Frankfurt a. M. 1993, S. 24–62; ders.: *Nietzsche, die Genealogie, die Historie*. In: Ders.: *Von der Subversion des Wissens*. München 1974, S. 83–109; ders.: *Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1: *Der Wille zum Wissen*. 6. Aufl., Frankfurt a. M. 1992; Colin Jones, Roy Porter (Hrsg.): *Reassessing Foucault. Power, Medicine and the Body*. London/New York 1994.

5 Michel Foucault: *Leben machen und sterben lassen. Die Geburt des Rassismus*. In: Sebastian Reinfeldt, Richard Schwarz (Hrsg.): *Bio-Macht*. 2. Aufl., Duisburg 1993, S. 27–50, hier S. 27.

6 Michel Foucault: *Die Macht und die Norm*. In: Ders.: *Mikrophysik der Macht* (wie Anm. 4), S. 123.

7 M. Foucault: *Der Wille zum Wissen* (wie Anm. 4), S. 187.

8 Vgl. dazu auch David Gugerli, Barbara Orland (Hrsg.): *Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit*. Zürich 2002.



erhielt eine normative Kraft. Ihr Gebrauch in der Gesellschaft war dadurch bestimmt, dass „das photographische Bildnis für die genaue und objektive Wiedergabe der Wirklichkeit gehalten“ wurde.<sup>9</sup>

Es entstand der Glaube, das Böse, Kranke, Fremde sei visuell eindeutig zu identifizieren. Der menschliche Körper und die Bilder, die von ihm gemacht wurden, dienten als Mittel der Klassifikation. Das neue Medium der Fotografie verband sich mit den rasch aufstrebenden Wissenschaften zu einem Gesamteindruck von Menschen, die nach sichtbaren, abbildbaren Merkmalen differenziert wurden. Medizin, Anthropologie, Biologie, Kriminologie, Ethnologie und Volkskunde fragten nach dem Anderen im Sinne von Fremdem und nach dem „sozial anderen, dem anderen des Binnenraums, der den Bezugspunkt eines Systems von Unterschieden bildet“.<sup>10</sup> Wissenschaft im 19. Jahrhundert sammelte deshalb Fälle von Abweichungen: Krankheit, Wahnsinn, kriminelle Devianz, Körpermissbildung und „sexuelle Verirrungen“ sowohl leiblicher als auch psychischer Art, Krüppel, Monstren, Homosexuelle, Mannweiber, Zigeuner, Juden, nymphomane und hysterische Frauen. Man betrachtete deren Körper nicht wie früher als Zufall, als eine Laune der Natur oder der Schöpfung, sondern als Zeichen, die wesentlich ins Innere der Menschverfassung weisen.<sup>11</sup>

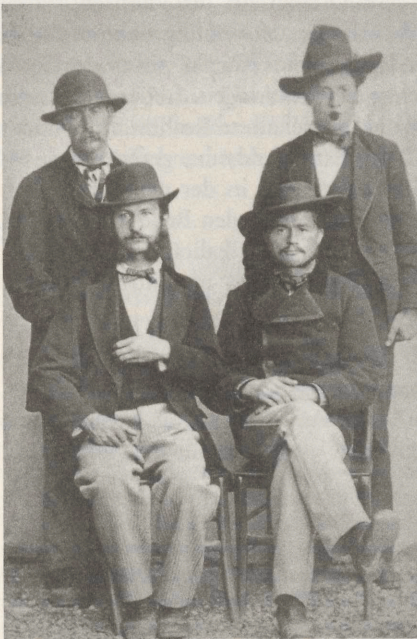


Abb. 1: Vier so genannte Bauernfänger, Verbrecheralbum Basel 1874–1901, Privatbesitz.

Abbildung 1 zeigt weder Helden des Wilden Westens noch verwegene Entdecker, sondern vier von der Basler Polizei 1875 fotografierte so genannte Bauernfänger. Ihre Herkunft aus Frankreich, Baden und Bayern zeigt, dass die Zusammenarbeit in der Euregio zumindest in diesem Bereich schon damals funktionierte. Das Bild unterscheidet sich kaum von anderen, nicht-polizeilichen, privaten Gruppenaufnahmen. In der Anfangsphase der Fotografie wurden die „Anderen“ in ähnlicher Pose wie Angehör-

9 Pierre Bourdieu et al.: Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie. Frankfurt a. M. 1981, S. 88.

10 Marc Augé: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt a. M. 1994, S. 26.

11 Gunnar Schmidt: Anamorphotische Körper. Medizinische Bilder vom Menschen im 19. Jahrhundert. Köln u. a. 2001, S. 103f.



rige des Bürgertums abgebildet und inszeniert. Das fotografische Bild wurde nicht nach spezifischen Gruppen differenziert, weil noch keine visuellen Codes des Anderen existierten. Die frühen Aufnahmen von Außenseitern waren noch zaghafte Versuche, die Vorgaben der bürgerlichen Porträtfotografie an die neue Aufgabe anzupassen, den Verbrecher, den Kranken, den Fremden visuell erkennbar zu machen. Die feinen Unterschiede zu den Bürgerporträts sind für diese Zeit nur über die Bekleidung und über fehlende Inszenierungselemente zu erkennen, wie auf diesem Bild (Abb. 2) bei einem Jenischen, der 1852 in Bern fotografiert wurde.<sup>12</sup>



Abb. 2: Johann Peter Colonna, Schneider, 47 Jahre alt, fotografiert 1851/52 in Bern. Copyright Schweiz. Bundesarchiv, Bern.

Nur schrittweise, wie am Beispiel der Polizeifotografie gezeigt werden kann, kam es zu neuen visuellen Codierungen, die den Ein- oder Ausschluss der porträtierten Person anzeigten, z. B. durch eine Mauer im Hintergrund. Ein neues Genre bildete sich heraus, es entstanden Brustbilder, Spiegelbilder, Profilbilder. Alphonse Bertillon, Präfekt der Pariser Polizei, definierte in den 1880er Jahren die Regeln einer Polizeiästhetik, die Kriminelle ikonographisch fass- und erkennbar machte. Die Charakterisierung einer Person war jetzt an eine visuell bestimmte Objektivitätsvorstellung gekoppelt. Das System Bertillon bestand aus 4 Teilen: 1. Das genau definierte fotografische Abbild. 2. Messergebnisse bestimmter Körperteile (Schädelumfang, Armlänge etc.), 3. standardisierte Gesichtsbeschreibungen, in denen die Bezeichnungen für bestimmte Teile des Gesichts mit Fototafeln vorgegeben waren (vgl. Abb. 3). 4. Beschreibung besonderer Kennzeichen. Der Charakter spiegelt sich in den Körperdetails, lautete die vermittelte Botschaft.

12 Vgl. für die Polizeifotografie: *Susanne Regener*: Fotografische Erfassung. Zur Geschichte medialer Konstruktionen des Kriminellen. München 1999, S. 27–101; *Allan Sekula*: The Body and the Archive. In: *October* 39 (1986), S. 3–64; *ders.*: On the Invention of Photographic Meaning. In: *Artforum* 13,5 (1975), S. 36–45; für die Ethnographie: *Elizabeth Edwards* (Hrsg.): *Anthropology and Photography, 1860–1920*. New Haven 1992; *Michael Wiener*: Ikonographie des Wilden. Menschen-Bilder in Ethnographie und Photographie zwischen 1850 und 1918. München 1990; *Thomas Theye*: Der geraubte Schatten. Die Photographie als ethnographisches Dokument. München 1989; *Annemarie Hürlimann, Martin Roth, Klaus Vogel* (Hrsg.): *Fremdkörper – fremde Körper*. Von unvermeidlichen Kontakten und widerstreitenden Gefühlen. Ostfildern-Ruit 1999; für die Medizin: *G. Schmidt*: Anamorphotische Körper (wie Anm. 11).



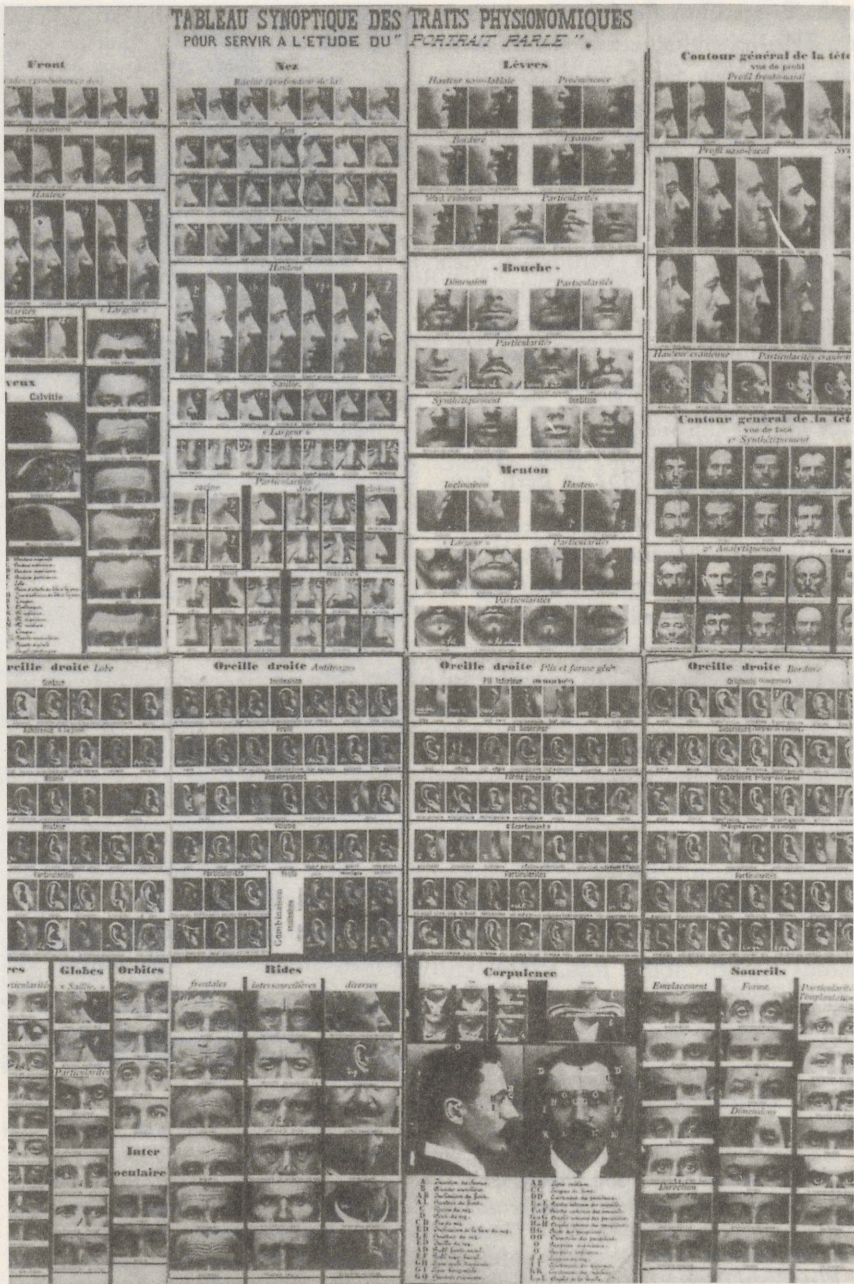


Abb. 3: Synoptische Tafel nach Alphonse Bertillon. Paris, Musée des Collections historiques de la préfecture de police.



Das polizeiliche Interesse an der genauen Identifizierung einer bestimmten Person wurde in der Kriminologie mit einem anthropologischen Forschungsinteresse verbunden, der Suche nach verallgemeinerbaren Mustern. Zu einem einheitlichen Bild gemacht, hoben sich die individuellen Unterschiede auf, aus dem Individuum wurde ein Stereotyp: Es gab nur noch den Mörder, den Dieb, das stehende Kind, die kriminelle Frau.<sup>13</sup>

Die gleiche Entwicklung ist auch in anderen Disziplinen festzustellen, etwa in der Medizin. Die Fotografie stellte die kranken und entstellten Körper in ähnlicher Weise aus, wie Missgebildete in Freak Shows und auf Rummelpätzen präsentiert wurden.<sup>14</sup> Die Darstellungen mit halb entkleideten Patienten, die ihre Wunde oder Missbildung zeigen, zeugten auch hier vorerst vom Fehlen einer klaren, nach wissenschaftsrationalen Kriterien funktionierenden Bildsprache. Die frühe medizinische Fotografie nahm ihr Objekt häufig gleichzeitig als biologisch-körperliches Faktum und als psycho-soziales Wesen wahr. Der Obszönitätseindruck, der sich bei diesen Aufnahmen einstellt, erklärt sich damit, dass nicht lediglich ein nackter oder leidender Körper gezeigt wird, sondern auch Signale des Entkleidetseins mitgeliefert werden. Die Krankheit zog unter dem Blick der Kamera auch den sozialen Körper in Mitleidenschaft. Nur wenn zwischen einem solchen Kranken und dem Arzt eine Beziehung entstand, entdeckte die Wissenschaft das Menschliche, das Individuelle, erhielt der nackte Körper eine soziale und humane Hülle, wie das Gunnar Schmidt am Beispiel des so genannten „Elephantman“ Joseph Merrick beschrieben hat. Erst als der Arzt hinter dem entstellten Äußeren, von dem er auf einen Schwachsinnigen geschlossen hatte, eine intelligente, sensible Person entdeckte, wurde der „Elephantman“ als Mensch behandelt, erhielt er auch fotografisch seine Würde zurück, wurde in bürgerlicher Kleidung und Pose abgebildet.<sup>15</sup>

- 
- 13 Vgl. zur Polizeifotografie: A. Sekula: *Body* (wie Anm. 11), passim; zu Bertillon auch: S. Regener: *Fotografische Erfassung* (wie Anm. 12), S. 131–167; Peter Becker: *Randgruppen im Blickfeld der Polizei: Ein Versuch über die Perspektivität des „praktischen Blicks“*. In: *Archiv für Sozialgeschichte* 32 (1992), S. 283–302; Simon A. Cole: *Suspect Identities: A History of Fingerprinting and Criminal Identification*. Cambridge/Mass. 2001; Michel Frizot: *Der Körper als Beweisstück*. In: *Ders.* (Hrsg.): *Neue Geschichte der Fotografie*. Köln 1998, S. 259–271; Martin Stingelin: *Der Verbrecher ohne Gleichen. Die Konstruktion 'anschaulicher Evidenz' in der Criminal-Psychologie, der forensischen Physiognomik, der Kriminalanthropometrie und der Kriminalanthropologie*. In: Wolfram Groddeck, Ulrich Stadler (Hrsg.): *Physiognomie und Pathognomie. Zur literarischen Darstellung von Individualität*. Berlin 1994, S. 113–133; John Tagg: *A Means of Surveillance: The Photograph as Evidence in Law*. In: *Ders.*: *The Burden of Representation: Essays on Photographies and Histories*. Amherst 1988, S. 66–102.
- 14 Rachel Adams: *Sideshow U.S.A.: Freaks and the American Cultural Imagination*. Chicago/London 2001. Michael Hagner (Hrsg.): *Der falsche Körper. Beiträge zu einer Geschichte der Monstrositäten*. Göttingen 1995.
- 15 G. Schmidt: *Anamorphotische Körper* (wie Anm. 11), S. 88–97. Ähnliche Beobachtungen zu Bekleidet- und Nacktsein lassen sich in der ethnographischen Fotografie machen.



Der bürgerliche Habitus diente in Medizin und Psychiatrie auch dazu, Heilungserfolge zu demonstrieren. Dies geschah mit Hilfe von Vorher-Nachher-Bildern. Dem Chaotischen stand das Geordnete gegenüber, dem manisch-kranken Schub die normal-gesunde Phase, dem Nacktsein das Bekleidetsein. Aus nachlässig angezogenen, halbnackten, ungekämmten Patienten, die Grimassen schnitten und absurde Verrenkungen vollführten, wurden ordentlich frisierte, bürgerlich gekleidete, als geheilt und normal geltende Menschen. Neben den äußerlichen Insignien einer Verwahrlosung wurden die Patienten in der manischen Phase auch mit ungewöhnlichen Kameraeinstellungen abgelichtet. Die Fotografie war nun soweit ausdifferenziert, dass sie mit all diesen technischen Möglichkeiten auch die Menschen differenzieren konnte.<sup>16</sup>

Der italienische Kriminalanthropologe Cesare Lombroso sah körperliche Gemeinsamkeiten zwischen Verbrechern, Schwachsinnigen, Anarchisten, Frauen, Primitiven und Kindern und begründete dies mit darwinistischen und atavistischen Theorien.<sup>17</sup> Lombroso strebte nach einer einheitlichen Aussage über gesellschaftliche Abweichung, Anormalität, Krankheiten und alles, was sich als Störfaktor einer verbindenden nationalen Identität erweisen könnte. Der „L'uomo delinquente“<sup>18</sup> (vgl. Abb. 4) war definiert durch physiognomische Details wie schmale, fliehende Stirn, dicke, fleischige Lippen, krumme oder gebogene Nase, abstehende Ohren, Bartlosigkeit bei Männern und Virilität bei Frauen. Verbrecherinnen wurden von Lombroso als noch viel monströser dargestellt als Verbrecher, da sie den ihnen zugewiesenen Geschlechterrollen überhaupt nicht entsprachen: „Wir haben gesehen, wie zahlreich die Ursachen sind, die ein Weib vor der Kriminalität bewahren (Mutterschaft, Mitleid, Schwäche etc. etc.), wenn daher ein Weib trotz alledem ein Verbrechen begeht, so muss ihre Perversität, die all diese Hindernisse überwindet, enorm sein.“<sup>19</sup> Während dem Mann das Kriminelle wenigstens als rollenimmanent zugestanden wurde, verstieß die Frau gleich zweifach gegen die Gesell-

16 Susanne Regener: Zwischen Dokumentation und Voyeurismus. Fotografien psychischer Patienten. In: Fotogeschichte 76 (2000), S. 13–24; G. Schmidt: Anamorphotische Körper (wie Anm. 11), S. 99f.

17 Cesare Lombroso, R. Laschi: Der politische Verbrecher und die Revolutionen in anthropologischer, juristischer und staatswissenschaftlicher Beziehung, 2 Bde., Hamburg 1891/92; Cesare Lombroso: Die Anarchisten: eine kriminalpsychologische und soziologische Studie. Hamburg 1895; ders.: Neue Verbrecherstudien. Halle a. S. 1907; Zu Lombroso: S. Regener: Fotografische Erfassung (wie Anm. 13), S. 171–183; Peter Becker: Physiognomie des Bösen: Cesare Lombrosos Bemühungen um eine präventive Entzifferung des Kriminellen. In: Claudia Schmolders (Hrsg.): Der exzentrische Blick: Gespräche über Physiognomik. Berlin 1996, S. 163–186.

18 L'uomo delinquente; studiato in rapporto alla antropologia, alla medicina legale e alle discipline carcerarie. Milano u. a. 1876, deutsch: Der Verbrecher (homo delinquens); in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung, 3 Bde., Hamburg 1887–1898.

19 Cesare Lombroso, G. Ferrero: Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte: Anthropologische Studien, gegründet auf eine Darstellung der Biologie und Psychologie des normalen Weibes. Hamburg 1894, S. 413.



schaft: mit dem Rollenbruch als Frau und dem Normbruch als Delinquentin. Diese Verknüpfung zeigt sich auch darin, dass Lombroso, weil es nur wenige strafrechtlich verurteilte Frauen gab, ohne weiteres Prostituierte als ebenfalls kriminell in seine Untersuchungen mit einbezog und sie als anatomisch wie sozio-kulturell deviante Subjekte auswies, u. a. durch große Gesäße, die wie bei den sexualisierten schwarzen Frauen die Primitivität beweisen sollten.<sup>20</sup>



Abb. 4: Cesare Lombroso:  
*L'homme criminel: crime  
contre les mœurs*. Paris  
1887.

20 C. Lombroso, G. Ferrero: Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte (wie Anm. 19); vgl. auch Sander L. Gilman: Hottentottin und Prostituierte, In: *Ders.: Rasse, Sexualität und Seuche*. Stereotype aus der Innenwelt westlicher Kultur. Reinbek 1992, S. 119–154; Londa Schiebinger: Anatomie der Differenz: „Rasse“ und Geschlecht in der Naturwissenschaft des 18. Jahrhunderts. In: *Feministische Studien* 11 (1993), S. 48–64.



In den Zuschreibungen, die auf all diese Individuen – ob Frau, Mann oder auch Kind – angewendet wurden, zeichnete sich eine immer allgemeiner werdende Wahrnehmung ab: Kriminelle, Kranke, Fremde wurden als durch ihren Körper identifizierbar wahrgenommen. Mit der fotografischen Erfassung und der Speicherung in den polizeilichen und wissenschaftlichen Archiven sollte die Kontrolle über diese Gruppen sichergestellt werden.

Der englische Gelehrte Francis Galton, Forscher der Eugenik (der Begriff wurde von ihm geprägt), entwarf mit der so genannten *composite photography* ab 1878 Bilder, welche die Typik einer bestimmten Untersuchungsgruppe direkt in einem einzigen Bild sichtbar machen sollten.<sup>21</sup> Für seine Kompositionsbilder mussten zunächst fotografische Einzelporträts aus immer gleichem Blickwinkel erstellt werden. Statt wie im Verbrecheralbum nebeneinander, projizierte Galton die Fotografien jedoch übereinander, so dass ein Mischbild und eine neue Aussage entstanden. Alle Züge, die den Abgebildeten gemeinsam waren, sollten durch dieses Verfahren in Übereinstimmung gebracht werden. Galton versuchte, eine rein optische Erscheinung verschiedener Typen wie Offiziere, Häftlinge, Kutscher oder Geisteskranke zu konstruieren und gemeinsame genetische Merkmale sichtbar zu machen. Obwohl sie der Fotografie nahm, was sie in den Augen der Zeitgenossen auszeichnete, nämlich das angeblich naturgetreue Abbild, nährte sich die *composite photography* doch aus dieser Tugend der Fotografie als präziser Realitätslieferantin. Allein weil das zusammengefügte „Porträt“ ein Fotobild war, wurde ihm Glaubwürdigkeit zugebilligt.<sup>22</sup>

Dieses Verschwinden des Individuums im Typus ist auch in der psychiatrischen Fotografie zu beobachten.<sup>23</sup> Hugh Welch Diamond, der um 1850 in England die ersten Bilder von psychiatrischen Patienten anfertigte, sah die Fotografie noch als Mittel, sich in die individuellen Patienten einzufühlen und so zu einem besseren Verständnis der Krankheit zu kommen. Diese romantische Sicht auf Geisteskrankheit als „schrecklicher Vision, von der die Seele beherrscht wird“,<sup>24</sup> stand im Gegensatz zur späteren Auffassung, nach der ausschließlich körperliche Defekte Geisteskrankheiten entstehen ließen. Das Paradigma der psychiatrischen Lehre zu

21 *Francis Galton*: Composite Portraits. Made by combining those of many different persons into a single resultant figure. In: *Nature*, May 23/1878, S. 97–100; zu Galton vgl. *Karl Pearson*: *The Life, Letters and Labours of Francis Galton*, 2 Bde., Cambridge 1924.

22 Zur composite photography vgl. auch *A. Sekula*: *The Body and the Archive* (wie Anm. 12), S. 37–55; *Gunnar Schmidt*: *Mischmensch und Phantome*. Francis Galtons anthropologische Fotoexperimente. In: *Fotogeschichte* 40 (1991), S. 12–30.

23 Zur Geschichte der Abbildung in der Psychiatrie vgl.: *Sander L. Gilman*: *Wahnsinn, Text und Kontext*. Frankfurt a. M./Bern 1981; *ders.*: *Disease and Representation. Images of Illness from Madness to AIDS*. Ithaca/London 1988; *Georges Didi-Huberman*: *Die Erfindung der Hysterie. Die photographische Klinik von Jean-Martin Charcot*. München 1997.

24 *John Conolly*: *Physiognomie und Wahnsinn*. In: *Adrienne Burrows, Iwan Schumacher* (Hrsg.): *Doktor Diamonds Bildnisse von Geisteskranken*. Frankfurt a. M. 1979, S. 139–154, S. 140; vgl. zu Diamond: *Hugh W. Diamond*: *Über die Anwendung der Photographie*



Beginn des 20. Jahrhunderts lautete „Geisteskranke sind Körperkranke“ und wurde durch die Fotografie wesentlich gestärkt. Im Lehrbuch von Emil Kraepelin, einem der prägenden Psychiater der Zeit, stand für jede Krankheit eine Fotografie.<sup>25</sup> Es ging hier wie auch in anderen Wissenschaften um eine eindeutige Klassifizierung, um ein klares Raster, um Vergleichbarkeit. Übergänge und Zwischenräume fanden in dieser normierenden Systematik keinen Platz mehr. Die Fotografie stand nicht mehr wie bei Diamond für eine individuelle Person, sondern für eine bestimmte Krankheit.<sup>26</sup>

### *Natur- und Kulturwissenschaften um 1900*

Psychiatrie orientierte sich nicht mehr nur an Gesundheit, sondern verstärkt an Normalität, das Diskursfeld verlagerte sich von der medizinischen auf eine gesellschaftliche, kulturelle Ebene. Geisteskrankheit wurde zunehmend von einem medizinischen zu einem gesellschaftlichen Problem. „[...] wer geschieden wird, ist recht oft nicht normal“, konstatierte Eugen Bleuler, Direktor der Psychiatrischen Klinik Burghölzli, in seinem Lehrbuch. Geisteskrankheit führt zu sozialer Auffälligkeit, sozial Auffällige sind also letztlich geisteskrank, lautete die Umkehrfolgerung. Bleuler weiter: „Erfahrungsgemäss ist die Kultur eine der wichtigen Brutstätten der Geisteskrankheiten.“<sup>27</sup> Er und viele andere Wissenschaftler vertraten zutiefst kulturkritische Haltungen und beschrieben die kulturellen Entwicklungen der Moderne, insbesondere Phänomene der urbanen und populären Kultur, aus einer bürgerlich-konservativen Perspektive als minderwertig und degeneriert. Die Degenerationstheorie besagte, dass Krankheiten, die durch schädliche äußere Einflüsse entstehen, auch die Keimbahn der Menschen beeinflussen und damit vererbbar sind. Deshalb war schon Bleulers Vorgänger August Forel überzeugt, dass es „von Untermenschen wimmelt“.<sup>28</sup> Er betonte die Notwendigkeit, diese schädlichen Einflüsse, den „Ungeist“, die „Unkultur“ und die „Entartungen“ wie etwa „alle unnützen und liederlichen Spiele, das Rauchen, die Verbrecherromane (Nick Carter u. dgl.), die liederlichen kinematographischen Aufführungen, die hasserfüllten Auswüchse der Presse, die Ausbeutung einer ungesunden Erotik, die entarteten Produkte einer krankhaften Kunst“, zu beseitigen. Es gelte, „die Kulturentwicklung und die Gesundheit des Gehirnes miteinander in Einklang zu bringen“.<sup>29</sup>

---

auf die physiognomischen und seelischen Erscheinungen der Geisteskrankheit, Vortrag vor der Royal Society, 22.5.1856. In: Ebd., S. 155–158; Sander L. Gilman: *The Face of Madness*. Hugh W. Diamond and the Origin of Psychiatric Photography. New York 1976.

25 Emil Kraepelin: *Psychiatrie*. Ein Lehrbuch der Psychiatrie für Studierende und Ärzte. 8. Aufl., Leipzig 1909–1915.

26 S. Regener: Zwischen Dokumentation und Voyeurismus (wie Anm. 16), S. 20f.

27 Eugen Bleuler: *Lehrbuch der Psychiatrie*. Berlin 1916, S. 146.

28 August Forel: *Malthusianismus oder Eugenik?* München 1910, S. 14.



In solchen Passagen verbanden die Autoren wissenschaftliche, angeblich empirisch überprüfte Aussagen mit gesellschaftlichen Wunschbildern, verknüpften biologisch-medizinisch ausgerichtete Ansätze mit Beobachtungen kultureller Art. Sie schlüpften damit in die Rolle von Gesellschafts- und Kulturkritikern, welche die sozialen Realitäten geißelten und eine gesellschaftlichen Utopie entwarfen, indem sie einen idealen Menschen skizzierten, den es mit Hilfe moderner naturwissenschaftlicher und medizinischer Forschung zu schaffen gelte.

Die Zeit um 1900 erscheint als ein besonderer Knotenpunkt, was die Verbindung verschiedener wissenschaftlicher Konzepte, aber auch, was die Verbindung von Wissenschaft und Gesellschaftspolitik betrifft.<sup>30</sup> Dieses Zusammenfließen mündete in einer wissenschaftlichen wie politischen Dominanz der biologischen Argumentation, so zumindest lautet eine weit verbreitete These.<sup>31</sup> Die Euphorie und der Optimismus des 19. Jahrhunderts, eine blühende Welt des liberalen Bürgertums, der Industrie, des Handels und der Wissenschaften zu schaffen, hatten im Laufe eines sich beschleunigenden Modernisierungsprozesses Ängsten und Frustrationen Platz gemacht. Viele der aufklärerischen und bürgerlichen Ideale erwiesen sich als schwer oder nicht realisierbar. Bei der Suche nach Lösungen konzentrierte sich die Hoffnung immer stärker auf die Naturwissenschaften. Diese sollten zum „absoluten Organ der Kultur“ werden, forderte etwa der Physiologe Emil Du Bois-Reymond.<sup>32</sup>

Neben Medizin und Psychiatrie können Fürsorge und Pädagogik als weitere Beispiele angeführt werden. Die Definition, wer schwer erziehbar oder bildungsunfähig sei, wurde immer stärker von Kriterien der Vererbbarkeit bestimmt. In den Sozialwissenschaften wurde die Diskussion, wer „asozial“ sei und nicht in den Gesellschaftskörper integriert werden könne, ebenfalls immer häufiger mit entsprechenden Argumenten geführt. Der mit August Forel befreundete Arzt Alfred Ploetz etwa, „Altmeister der Rassenhygiene“<sup>33</sup>, Sozialist und mit Unterstützung

29 August Forel: Hygiene der Nerven und des Geistes im gesunden und kranken Zustande. Vorwort zur sechsten Auflage. 7. Aufl., Stuttgart 1922 [o. S.]; vgl. zu Forel: Alex Schwank: Der rassenhygienische (bzw. eugenische) Diskurs in der schweizerischen Medizin des 20. Jahrhunderts. In: Sigrid Weigel, Birgit R. Erdle (Hrsg.): Fünfzig Jahre danach. Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus. Zürich 1996, S. 461–482.

30 Vgl. Eric J. Engstrom: Kulturelle Dimensionen von Psychiatrie und Sozialpsychologie. Emil Kraepelin und Willy Hellpach. In: Gangolf Hübinger, Rüdiger vom Bruch, Friedrich Wilhelm Graf (Hrsg.): Kultur und Kulturwissenschaften um 1900. Bd. II: Idealismus und Positivismus. Stuttgart 1997, S. 164–189 und generell die beiden Bände: Kultur und Kulturwissenschaften um 1900.

31 Diese Sichtweise herrschte bereits damals vor, vgl. Wilhelm Schallmeyer: Zum Einbrechen der Naturwissenschaften in das Gebiet der Geisteswissenschaften. In: Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 1 (1904), S. 586–597.

32 Zit. nach Volke Roelcke: Krankheit und Kulturkritik: Psychiatrische Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter (1790–1914). Frankfurt a. M. 1999, S. 127.

33 Widmung in Robert Ritter: Ein Menschenschlag. Leipzig 1937.



von Max Weber und Werner Sombart in den Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie gewählt, hielt am Deutschen Soziologentag 1910 einen Vortrag zu Fragen der Rasse und der Eugenik. Ploetz diagnostizierte den drohenden Niedergang der Rasse durch den „wachsenden Schutz der Schwachen“, warnte vor Entartung als Folge der von ihm so genannten „Contraselection“ durch Verstädterung und deren Auswirkungen (Geburtenbeschränkung, Alkoholismus). Sombart hob als Versammlungsleiter die „Interessengemeinschaft“ von Soziologie und Biologie hervor.<sup>34</sup> Der führende sozialdemokratische Theoretiker Karl Kautsky forderte eine wirksame Sozialeugenik, eine „künstliche Zuchtwahl“ und die Schaffung eines „idealen Menschen“ im Sozialismus: „Ein neues Geschlecht wird erstehen, stark und schön und lebensfreudig, wie die Helden der griechischen Heroenzeit, wie die germanischen Recken der Völkerwanderung.“<sup>35</sup> Und der Psychiater Ernst Rüdin doppelte nach: „Die systematische privat und staatlich geförderte Unterstützung des Kranken, Defekten, Entarteten und Absterbenden“ und die abnehmende Fertilität des „hochwertigen Elements“ drohen, die „Volksreserven aufzubrauchen“.<sup>36</sup> Der Vorrang der Rasse oder Nation vor dem Einzelnen ist hier auf den Punkt gebracht. Im Zentrum der wissenschaftlichen Interessen stand nicht mehr das selbstverantwortliche, autonome Individuum, sondern ein Kollektivkörper, den es aufzubauen und zu schützen galt. Es kam zu einer intensiven Verflechtung von kulturellem und naturwissenschaftlich-medizinischem Diskurs, in welchem der Körper als zentrale Metapher diente.

Forderten die Naturwissenschaftler, dass die Naturwissenschaft zum „absoluten Organ der Kultur“ werden solle, so entsprach das reale Vorgehen eher dem Gegenteil: Gesellschaftliche Probleme wurden zwar in biologische Kategorien verpackt, diese dann aber mit größtenteils kulturellen Argumenten „bewiesen“ und aus diesen „Beweisen“ Folgerungen für politische Maßnahmen gezogen.

Parallel zur Wissenschaft attackierte eine pessimistische Kulturkritik Liberalismus, Demokratie und Fortschritt. Im Anschluss an Nietzsche, der wesentlich zum Zusammenfließen des kulturell-ästhetischen Begriffs der Dekadenz und des biologischen Begriffs der Degeneration beigetragen hatte, wendete etwa der Arzt und Publizist Max Nordau in seinem Bestseller „Die Entartung“<sup>37</sup> das Degenerationsparadigma systematisch auf Kulturphänomene und auf die moderne Zivilisation schlechthin an.

34 Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentages vom 19.–22. Oktober 1910 in Frankfurt a. M. (=Schriften der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, I. Serie, I. Band). Tübingen 1911, S. 111–136, 165.

35 Karl Kautsky: Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft. Stuttgart 1910, S. 258–268, Zitat S. 267.

36 Ernst Rüdin: Über den Zusammenhang zwischen Geisteskrankheit und Kultur. In: Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 7 (1910), S. 722–748, hier S. 741.

37 Max Nordau: Entartung, 2 Bde., Berlin 1892/93.



Der medizinische, zunehmend für Kollektive verwendete und stark mit Körperbildern verknüpfte Entartungsbegriff verband sich um die Jahrhundertwende mit dem aus der Biologie hergeleiteten Sozialdarwinismus, einer pessimistischen Kulturkritik und zudem mit einer Décadence-Ästhetik in Kunst und Kultur zu einer neuen Weltdeutung, welche die aufklärerisch-bürgerlichen Ideale ablöste. Alle diese kulturell, sozialpolitisch und biologisch-medizinisch motivierten Positionen der Jahrhundertwende fanden ihren gemeinsamen Nenner in der Ablehnung des modernen Lebensstils und in der Vorstellung von einer notwendigen „Gesundung“ der Gesellschaft. Die „Harmonisierung von Körper, Geist und Seele“ sollte zum Ideal eines „neuen Menschen“ führen, später versinnbildlicht im Gläsernen Menschen, der 1930 im Deutschen Hygiene-Museum in Dresden vorgestellt wurde.<sup>38</sup> Gleichsam maschinenähnlich bot er die Sicherheit, dass medizinisches und naturwissenschaftliches Körperwissen den unversehrten, unverdorbenen, unsterblichen Menschen hervorbringen würde. Nationalsozialismus und Stalinismus erprobten im Lichte dieses Ideals des „Neuen Menschen“ den Zugriff auf das Individuum im Sinne der totalen Verfügbarkeit. Aber auch in demokratischen Staaten war dieses Menschenbild von nicht zu unterschätzendem Einfluss.<sup>39</sup>

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass es seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer zunehmenden Ausgrenzung bestimmter gesellschaftlicher Gruppen kam, deren Körper als Spiegel ihrer Persönlichkeit und ihrer gesellschaftlichen Position wahrgenommen wurde. Die Körper wurden fragmentiert, zerlegt und entindividualisiert, die einzelnen Teile aber wieder zusammengefügt zu typisierten Kollektivkörpern, die unschädlich gemacht werden sollten mit dem Ziel, innerhalb eines homogenen „Volkskörpers“ einen idealen neuen Menschen zu schaffen. Doch der Wissenschaft um 1900 fehlten die Werkzeuge, um den Traum vom perfekten Menschen in einem perfekten Körper zu realisieren.

38 Rosmarie Beier, Martin Roth (Hrsg.): Der gläserne Mensch – eine Sensation. Zur Kulturgeschichte eines Ausstellungsobjekts. Stuttgart 1990.

39 Regina Wecker: Eugenik – individueller Ausschluss und nationaler Konsens. In: Sebastian Guex et al. (Hrsg.): Krisen und Stabilisierung. Die Schweiz in der Zwischenkriegszeit. Zürich 1998, S. 165–179; Mark B. Adams (Hrsg.): The Wellborn Science. Eugenics in Germany, France, Brazil, and Russia. New York 1990; Stefan Kühl: Die Internationale der Rassisten. Aufstieg und Niedergang der internationalen Bewegung für Eugenik und Rassenhygiene im 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 1997; Peter Weingart, Jürgen Kroll, Kurt Bayertz: Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland. Frankfurt a. M. 1988; Doris Kaufmann: Eugenik – Rassenhygiene – Humangenetik. Zur lebenswissenschaftlichen Neuordnung der Wirklichkeit in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: Richard van Dülmen (Hrsg.): Erfindung des Menschen – Schöpfungsträume und Körperbilder. Wien u. a. 1988, S. 347–366.



Vorbildliche Körper

In der Gegenwart ist erneut von einem Körperkult die Rede. Fitness, Wellness, Kosmetik, Diätetik, Medizin, plastische Chirurgie und Gentechnologie arbeiten an der Optimierung des Körpers, versprechen Gesundheit, Schönheit, Jugend und verlängertes Leben.<sup>40</sup> Wie schon im 19. Jahrhundert werden Gesundheit und Schönheit einerseits, Krankheit und Hässlichkeit andererseits als einander zugeordnete Eigenschaften betrachtet.<sup>41</sup> Medien und Werbung üben auf das Publikum einen Zwang aus, den Bildern ähnlich zu werden und perfekte Modellkörper anzustreben. Zwei entgegengesetzte Folgerungen werden daraus gezogen: Die einen sehen im Körperkult die eine Seite des Körperverschlechts, sie entwerfen Untergangsszenarien vom Ende des Menschen. Die anderen entwickeln neue Utopien des vom Körper befreiten, gleichsam virtualisierten Menschen. In den Debatten der Trans- und Posthumanisten wird die Zeit *nach* dem körperabhängigen Menschen bereits in Bildern antizipiert, welche die Evolution mit technischen Mitteln fortsetzen und biologisch-technische Hybridwesen oder vollständig entkörperliche Identitäten, deren Hirninhalte auf künstlichen Datenträgern gespeichert werden, schaffen.<sup>42</sup> Die Ablösung der herkömmlichen Fotografie durch neue digitale und virtuelle Techniken findet ihre Entsprechung in der virtuellen Neuerschaffung des Menschen.

Wiederum beschäftigen sich die unterschiedlichsten Wissenschaften intensiv mit Körpern und Körperbildern. Es wäre sinnvoll, die verschiedenen Fachrichtungen, z. B. Hirnphysiologie und Neurologie, Kunstwissenschaft und Geschichte, und ihre Beschäftigung mit dem Körper intensiv zu analysieren. Am folgenreichsten wird allerdings zweifellos die Gentechnologie sein, die den Weg weist, wie man Körper nach Bildern formt, und die damit erstmals (scheinbar) die Differenz zwischen Körper und Bild aufhebt.<sup>43</sup> Damit entsteht ein neues Verhältnis zwischen

40 Vgl. z. B. *Nancy Etkoff*: Nur die Schönsten überleben. Die Ästhetik des Menschen. Kreuzlingen 2001; *Irene Antoni-Komar* (Hrsg.): Moderne Körperlichkeit: Körper als Orte ästhetischer Erfahrung. Stuttgart 2001; *Harrison G. Pope Jr., Katharine A. Philips, Roberto Olivardia*: Der Adonis-Komplex. Schönheitswahn und Körperkult bei Männern. München 2001; *Cornelia Koppetsch* (Hrsg.): Körper und Status. Zur Soziologie der Attraktivität. Konstanz 2000; *Waltraud Posch*: Körper machen Leute. Der Kult um die Schönheit. Frankfurt a. M. 1999; *Eva Apraku, Stephan Neller*: Körperkult. Reportagen. Frankfurt a. M. 1988.

41 Vgl. auch *Sander L. Gilman*: Creating Beauty to Cure the Soul. Race and Psychology in the Shaping of Aesthetic Surgery. Durham/N.C. 1998.

42 *Tobin Siebers* (Hrsg.): Heterotopia. Postmodern Utopia and the Body Politic. Ann Arbor 1994; *Donna Haraway*: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt a. M. 1995; *Florian Rötzer*: Die Zukunft des Körpers. In: Kunstforum 132 (1996), S. 55–70; *Vintila Ivanceanu, Josef Schweickhardt*: ZeroKörper. Der abgeschaffte Mensch. Wien 1997; *Elisabeth List, Erwin Fiala* (Hrsg.): Leib, Maschine, Bild. Körperdiskurse der Moderne und Postmoderne. Wien 1997; *Nancy K. Hayles*: How We Became Posthuman. Virtual Bodies in Cybernetics, Literature and Informatics. Chicago 1999.

43 *Hans Belting*: Bild-Anthropologie. Körper, Bild, Medium. München 2001, S. 109.



diesen beiden. Während die Wissenschaften um 1900 die Grenze zwischen dem Gesunden und Kranken, dem Normalen und Anormalen zogen, indem sie normierte und typisierte Gruppen voneinander trennten, hat sich diese Grenze heute in unser Inneres verlagert. Und sie wird durch neue Möglichkeiten wie die pränatale Diagnostik auch zeitlich in die Phase vor der Geburt und bald noch weiter zurück verlegt. Diese Verlagerungen verändern die Wahrnehmung entscheidend, denn die Suche im Innern des eigenen Körpers, nicht mehr auf der Oberfläche anderer Körper, ist abstrakt und produziert keine Bilder der Differenz, die zur Ausgrenzung der abgebildeten Anderen führen. Vielmehr wird Differenz internalisiert; das Individuum misst sich an und vergleicht sich mit medial konstruierten Vorbildern.

Die normative Macht liegt jetzt im Bild als Vor-Bild für jeden Einzelnen, nicht als Ab-Bild des Anderen. Deshalb operiert die Wissenschaft nicht mehr mit Bildern des Kranken, des Anderen und des Todes, sondern mit Bildern der Gesundheit, des Glücks und des Lebens – nicht zufällig ist von *life sciences* die Rede.

Der Körper soll dem Bild entsprechen, in dem sich die Ideale von Gesundheit, Jugend und schließlich Unsterblichkeit erfüllen. Es sollen – prometheusgleich – neue Menschen geschaffen werden. Der Nobelpreisträger James Watson, einer der wichtigsten Vertreter des Human Genom Project, rechtfertigt dieses Unternehmen folgerichtig mit den Worten: „Wenn wir nicht selber Gott spielen, wer soll es denn sonst tun?“<sup>44</sup> Kann aber dieser mit einer solchen Totalitätsphantasie „nach dem Bilde“ geschaffene Körper mehr sein als ein Klischee der heutigen Gesellschaft, so wie das Menschenbild der Wissenschaften um 1900 die Auffassung der damaligen Gesellschaft widerspiegelte?

In ähnlicher Weise wie die Krise des Individuums und des bürgerlichen Fortschrittsglaubens um 1900 zu einer Suche nach Lösungen für das Kollektiv geführt hat, so zweifeln heute viele an sozialen und kulturellen Lösungen für brennende Fragen. Die Angst vor den Folgen der Globalisierung (verstanden als Symbol weitreichender gesellschaftlicher Veränderungen) gleicht der Angst vor den Folgen der Modernisierung und Industrialisierung damals. In beiden Epochen dominieren in der Folge die Versuche, die Hoffnung auf ein perfekteres, schöneres, glücklicheres Leben mit Hilfe neuer Technologien zu retten. Es scheint, als ob sich heute ein ähnlicher wissenschaftlicher Paradigmawechsel wie vor rund hundert Jahren abzeichnet, nämlich eine neue Überlegenheit der Naturwissenschaften, nachdem in den letzten fünfzig Jahren die Kulturwissenschaften bestimmender gewesen sein dürften. Letztere haben die vorher dominierenden Vorstellungen eines biologi-

---

44 Zit. nach Hans-Jörg Rheinberger: Repräsentationen der molekularen Biologie. In: Nicola Lepp, Martin Roth, Klaus Vogel (Hrsg.): Der neue Mensch. Obsessionen des 20. Jahrhunderts. Ostfildern/Ruit 1999, S. 81–89, hier: S. 82.



schen Determinismus zunehmend verworfen, nicht zuletzt aufgrund der grauenhaften Folgen dieses Denkens.

In den letzten Jahrzehnten hat eine intensive kulturwissenschaftliche Selbstbefragung stattgefunden, eine kritische Reflexion der eigenen Methoden und Positionen. Diese trug wesentlich zu dem bei, was heute – ähnlich wie um 1900 – von vielen als Krise der Kulturwissenschaften wahrgenommen wird. Immer schneller folgen sich die turns – linguistic, semiotic, iconic, pictorial und somatic turn – so dass einem so schwindlig wird, als säße man auf einem turn-table. Im Moment, in dem die Kulturwissenschaften den Glauben an die normative Kraft ihrer Fakten, Modelle und Thesen aufgegeben zu haben scheinen, Kulturen als hybrid und vollständig gestaltbar wahrgenommen werden, bricolage und Konstruktion zu zentralen Konzepten kulturwissenschaftlichen Arbeitens geworden sind, setzen die Natur- oder nun Lebenswissenschaften neue Akzente, die einer gesellschaftlichen Selbstvergewisserung dienen sollen. Während die Kulturwissenschaften in den letzten Jahren zunehmend an ihrer Fähigkeit zweifeln, die Gesellschaft, den Menschen überhaupt „lesen“ zu können, machen sich die Lebenswissenschaften daran, das Buch des Lebens neu zu „schreiben“, eine Metapher, die in den Publikationen der Genforscherinnen und Genforscher immer wieder auftaucht.<sup>45</sup> Nicht mehr die oft als beliebig empfundenen, komplexen, konstruktivistischen Ansätze der Kulturwissenschaften sind gefragt, sondern klare Lösungen: „Eine Krankheit – ein Gen“ lautet die populäre Formel, so wie um 1900 *ein* Bild für *eine* Krankheit stand.

Kultur und Natur können aber nicht einfach getrennt und dichotomisiert werden. Es geht hier deshalb nicht um eine Kritik der Gentechnologie oder naturwissenschaftlicher Konzepte generell, sondern darum aufzuzeigen, dass die Vorstellung von getrennten Wissenschaftssystemen der Realität nicht gerecht wird, dass die Diskurse vielmehr eng miteinander verflochten sind. Es sind nicht einfach die Molekularbiologen und Genforscherinnen, die in ihren Labors an neuen Körpern und gar neuen Formen des Lebens basteln. Es sind gerade auch auf kulturwissenschaftlicher Ebene Vordenker einer neuen Gesellschaft, die wesentlich dazu beitragen, Erwartungen zu wecken, die wohl kaum je erfüllt werden können. So frohlockte der Komparatist George Steiner vor einiger Zeit in einer Rede: „Solche ‘letzten Probleme’ wie die Erschaffung des sich selbst reproduzierenden molekularen Lebens, die Erforschung der Anfänge unseres Kosmos und die neurophysiologische Erklärung unseres Bewusstseins scheinen kurz vor ihrer Lösung zu stehen: Die schwindelerregende Vorstellung von einer ‘alles erfassenden Theorie’ ist keine Science-fiction mehr.“<sup>46</sup>

45 Hans Blumenberg: Die Lesbarkeit der Welt. Frankfurt a.M. 1981, S. 372–409; Hans-Jörg Rheinberger: Repräsentationen der molekularen Biologie (wie Anm. 44), S. 84, 87.

46 Zit. nach Gen-Welten: Prometheus im Labor? Katalogbuch anlässlich der fünf Ausstellungen des Gen-Welt-Projektes. Köln 1998, S. 189.



Umgekehrt warnen gerade führende Molekularbiologen vor voreiligen und vereinfachenden Schlüssen. Das Wissen, wie Gene funktionieren, löst sich mit zunehmender Forschung auf. Je detaillierter man die DNA analysiert, desto mehr verflüchtigen sich die relativ fest umrissenen Vorstellungen darüber, wie Gene wirken, und desto kleiner wird die Hoffnung, mit den Genen auch das Geheimnis des Menschseins zu enträtseln. In der Wahrnehmung der Öffentlichkeit aber nimmt das Bild des von den Genen bestimmten Menschen überhand, werden laufend Gene für dies und das entdeckt. Manche Humangenetiker kritisieren – teilweise erstaunt – diese Entwicklung und stellen fest, dass eine Spirale immer „weiterer Begehrlichkeiten“ in Gang gekommen ist. Damit findet hier die gleiche Entwicklung statt, wie sie bereits im Bereich der Pränataldiagnostik zu beobachten war. In dieser ist eine ausgesprochene Konsumentenhaltung der Eltern festzustellen: 62 Prozent der Ärzte in den USA gaben an, sie nähmen pränatale Diagnostik ausschließlich zum Zweck der Geschlechtsauswahl vor, was bei der Einführung des Verfahrens noch als intolerabel gegolten hatte.<sup>47</sup> Ein solches Verhalten überrascht nun die Kulturwissenschaftlerinnen und Kulturwissenschaftler kaum: Mit dem neuen Angebot entstehen auch hier neue Wünsche, Hoffnungen und Begehrlichkeiten mit entsprechenden gesellschaftlichen Folgewirkungen.

Wesentlich scheint mir die Verflechtung von kultureller und biologischer Argumentation, wie sie in den Debatten um Präimplantationsdiagnostik und Stammzellenforschung sichtbar wird. Wolfgang Frühwald, Präsident der Alexander von Humboldt-Stiftung, spricht denn auch von einem „Kulturkampf“.<sup>48</sup> In diesem Kampf zeigt sich eine erstaunliche Argumentationsumkehr, die Umkehr des Reduktionismus-Vorwurfs: Hubert Markl, Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, und andere argumentieren nicht naturwissenschaftlich oder medizinisch, sondern kulturalistisch, wenn sie die Stammzellenforschung verteidigen: „[...] die Spezies *homo sapiens* ist eben nicht nur biogenetisch, sondern durch ihr unvergleichlich anderes, emergentes kulturelles Leistungsniveau zu klassifizieren – der Mensch wurzelt zwar in seiner Biologie, aber er ragt zugleich weit aus ihr heraus.“<sup>49</sup> Das Kriterium für Menschenwürde ist also weder von den Genen ableitbar, noch fällt es vom bio-ethischen Himmel, sondern es ist das Ergebnis historisch-kultureller Zuschreibung, ergo – so Markl – ist die Zerstörung von Embryonen keine Verletzung der Menschenwürde. War der Reduktionismus bisher stets ein Kampfbegriff der Kulturwissenschaftler gegen die naturwissenschaftlichen „Vereinfacher“, so scheinen diese entschlossen, dieses hermeneutische Monopol aufzubrechen: Wer die Meinung vertritt, dass bereits im Zellhaufen der später voll entwickelte Mensch

47 Jakob Augstein: Bis über beide Ohren in der Petrischale. In: *Christian Geyer* (Hrsg.): *Bio-Politik. Die Positionen*. Frankfurt a. M. 2001, S. 224–228, hier S. 228.

48 Zit. nach *Christian Geyer*: Vorwort. In: *Ders.* (Hrsg.): *Bio-Politik* (wie Anm. 47), S. 9–19, hier S. 10.

49 *Hubert Markl*: Freiheit, Verantwortung, Menschenwürde. Warum Lebenswissenschaften mehr sind als Biologie. In: *C. Geyer*: *Bio-Politik* (wie Anm. 47), S. 177–193, hier S. 182.



steckt, und deshalb Menschenwürde von Anfang an reklamiert, wie etwa Jürgen Habermas, wird als biologistischer Reduktionist getadelt, der nicht sehen will, dass der Mensch doch „mehr“ als die Summe seiner Gene ist.<sup>50</sup> Welche Position man auch immer vertritt, deutlich wird, dass die Festlegung der Grenze, an der das Ich-Bewusstsein und damit die menschliche Würde, das Mensch-Sein, beginnt, nicht nach naturwissenschaftlichen Kriterien erfolgen kann, sondern immer die Folge einer künstlichen Zuschreibung, also eine kulturelle Setzung ist.

Wie eng kulturelle Vorstellungen und technische Möglichkeiten nicht nur auf der Ebene der Grundsatzdebatte, sondern auch in konkreten Entscheidungssituationen verflochten sind, zeigt folgendes Beispiel. Es geht dabei nicht darum, eine bestimmte Gruppe hervorzuheben; vielmehr soll die Pointierung ein sehr allgemeines Problem umso deutlicher hervortreten lassen. In den USA hat sich ein lesbisches, gehörloses Paar mittels Samenspende seine große Sehnsucht erfüllt: gehörlose Kinder. Samenspender war ein Mann, der genetisch bedingt gehörlos ist. Die amerikanische Bioethikerin Alta Charo kann in einem solchen Wunsch keine Probleme erkennen: Für die beiden Frauen sei „die Taubheit keine Schwäche, sondern eine Kultur“.<sup>51</sup> Wie Einwanderer oder andere Minderheiten würden viele Gehörlose unter sich bleiben und ihre eigene Kultur pflegen. Und diese wollten sie auch mit ihren Kindern teilen. „Das Wichtigste ist doch, dass die Kinder Liebe, Geborgenheit und Förderung bekommen“, sagt auch der deutsche Humangenetiker Ingo Hansmann. „Ansonsten habe ich keine Probleme damit, wenn gehörlose Eltern sich ein gehörloses Kind wünschen. Schließlich betreiben alle Menschen eine Selektion, wenn sie sich einen Partner suchen, mit dem sie Kinder bekommen wollen.“<sup>52</sup> Das ist eine Umkehr der Argumentation der Eugeniker, die auf jeden Fall Eltern mit als Behinderung wahrgenommenen körperlichen Abweichungen davon abhalten wollten, Kinder zu bekommen. Und die Umkehr erfolgt auf der Basis jener Ausweitung, die der Kulturbegriff in den letzten Jahrzehnten erfahren hat.

Diese Ausweitung wurde erstens bestimmt vom Ziel, menschliche Lebensweisen und Einstellungen nicht zu hierarchisieren und zu werten, sondern sie als gleichwertige und gleichberechtigte Formen zu akzeptieren, die Pluralität der Kulturen zu garantieren und ihr Neben- und Miteinander zu propagieren. Dieses Konzept wurde im Laufe der letzten Jahre etwa im Rahmen von Multikulturalismus-Theorien intensiv diskutiert.<sup>53</sup> Kultur erscheint darin in der Regel als zu bestimmten his-

50 Vgl. *Patrick Bahners*: Bürger Embryo. Habermas kontra Markl: Die Grenzen der Gattungsethik. In: *C. Geyer*: Bio-Politik (wie Anm. 47), S. 206–209, und den Beitrag von Jürgen Habermas in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 30. Juni 2001.

51 *Christina Berndt*: Der Wunsch nach dem fehlenden Sinn. In: *Süddeutsche Zeitung* vom 22. April 2002.

52 Ebd.

53 Vgl. z. B. *Charles Taylor*: Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung. Mit Kommentaren von Amy Gutmann (Hrsg.), Steven C. Rockefeller, Michael Walzer, Susan Wolf. Mit einem Beitrag von Jürgen Habermas. Frankfurt a. M. 1993; *Ulf Hanmerz*: Transnational



torisch gewachsenen Gruppen und Kollektiven gehörend, die ursprünglich meist räumlich definiert waren, in der modernen Gesellschaft aber durch Wanderungs- und Durchdringungsphänomene aller Art zunehmend durchmischt existieren. Der Begriff bezieht sich damit meist auf eine als relativ stabil, homogen und ethnisch definierte Herkunftskultur.

Es ist primär diese Forderung nach Gleichberechtigung und nach Akzeptanz von Differenz, die sich gesellschaftlich in vielen Bereichen durchgesetzt hat und auf die sich die Anerkennung von z. B. Gehörlosigkeit als Kultur bezieht. Das damit verbundene Kulturkonzept erfuhr jedoch in jüngster Zeit vermehrt Kritik, weil es von fest gefügten, kaum veränderbaren Mustern ausgeht, die den einzelnen Angehörigen einer Kultur prägen und ihm kaum Möglichkeiten geben, sich zu entfalten und zu entwickeln. Kultur weist aber keine natürlichen, homogenen, fixen Qualitäten auf, ist nicht von selbst allen gemein, die auf eine geteilte Geschichte und auf dieselben Vorfahren zurückblicken, sondern muss erarbeitet und geformt werden und bleibt immer abhängig vom sozialen Kontext und von Machtverhältnissen. Kultur wird durch die Teilnahme am sozialen Leben erlernt und verändert sich daher mit dem Wandel der Gesellschaft. Diese Veränderung verläuft keineswegs als automatischer Prozess, vielmehr wird das kulturelle Selbstverständnis der Menschen zutiefst verunsichert durch widerstreitende Praxen und Erfahrungen und muss in einem dauernden Aushandlungsprozess immer wieder neu definiert und festgelegt werden.

In den Kulturwissenschaften sind aus diesen Gründen die Vorstellungen von Stabilität und Kontinuität kultureller Muster weitgehend relativiert worden, haben einem Denken Platz gemacht, das geprägt ist von Prozesshaftigkeit, Mobilität, Wandel und Verflechtung. Eine derartige Konzeption bricht mit Ansätzen, die von einer einmal festgelegten, substantiellen Ausprägung der Kultur durch vorgeformte Muster ausgehen.<sup>54</sup> Diese zweite Ausweitung des Kulturbegriffs ist gesellschaftspolitisch allerdings weit weniger wirksam geworden als die erste.

---

Connections. Culture, People, Places. London 1996; Hans-Rudolf Wicker (Hrsg.): Nationalismus, Multikulturalismus und Ethnizität. Beiträge zur Deutung von sozialer und politischer Einbindung und Ausgrenzung. Bern 1988; Caroline Y. Robertson-Wensauer (Hrsg.): Multikulturalität – Interkulturalität? Probleme und Perspektiven der multikulturellen Gesellschaft. 2. Aufl., Baden-Baden 2000.

- 54 Vgl. z. B. Stuart Hall: Die Frage der kulturellen Identität. In: Ders.: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften, Bd. 2, Hamburg 1994, S. 180–222; Wolfgang Kaschuba (Hrsg.): Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie (= Zeithorizonte, Bd. 1). Berlin 1995; Andreas Wimmer: Kultur. Zur Reformulierung eines sozialanthropologischen Grundbegriffs. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 48 (1996), S. 401–425; Hans-Rudolf Wicker: Globalisierung, Hybridisierung und die neue Authentizität. In: Rupert Moser (Hrsg.): Die Bedeutung des Ethnischen im Zeitalter der Globalisierung: Einbindungen – Ausgrenzungen – Säuberungen: Referate einer Vortragsreihe des Collegium Generale der Universität Bern im Sommersemester 1998. Bern 2000, S. 201–216.



Mit der Argumentation, Gehörlosigkeit sei Kultur, wird die moderne kulturwissenschaftliche Perspektive der Gleichberechtigung unterschiedlicher Lebensformen nicht nur in den medizinisch-biologischen Bereich hineingetrieben, sondern auch in einen neuen zeitlichen Rahmen gestellt. Dieser setzt voraus, dass bereits vor der Geburt eines Menschen (und in Zukunft vor der Implantation des befruchteten Eis) zentrale und unwiderrufliche Entscheidungen getroffen werden. Damit wird aber das erwähnte zweite wesentliche Element gegenwärtiger Kulturdefinitionen herausgefordert, nämlich die Überzeugung, Kultur sei stets als Prozess zu verstehen, werde erlernt und durch die Teilnahme am sozialen Leben erworben.<sup>55</sup> Mit einer engen Bindung von Kultur an einen körperlichen Zustand wird dieses Element der Erlernbarkeit und der Prozesshaftigkeit wesentlich eingeschränkt, wenn nicht aufgehoben. Kultur erscheint in dieser Auffassung als etwas Kohärentes, Einheitliches, gleichsam Angeborenes. Die berühmten „Patterns of Culture“, wie der Buchtitel von Ruth Benedict<sup>56</sup> lautete, die Muster, die in den Menschen eingeprägt sind, wären nun geradezu körperlich in ihn eingestanzte. Kohärenz, Homogenität und Konstanz kultureller Vorstellungen würden nicht mehr bloß durch Tradition und Geschichte, sondern durch körperliche Voraussetzungen erklärt. Der starke kulturelle Determinismus, der einem solchen Kulturkonzept seit jeher innewohnt, würde durch biologische Festschreibungen noch weiter verstärkt.

Das Problem der Ausgrenzung, dem der in den letzten Jahrzehnten erweiterte und neu gefasste Kulturbegriff hätte entgegenwirken sollen, wird also mit einer Berufung auf Gleichberechtigung der Lebensformen und Akzeptanz von Differenz nicht wirklich kleiner, wie auch ein weiteres Beispiel zeigt: Ein blindes Elternpaar wollte den Fötus abtreiben lassen, sollte er sehend zur Welt kommen. Hier erkannte der gleiche Genetiker, von dem die weiter oben zitierte Aussage zur Gehörlosigkeit stammt, eine „ganz andere Qualität“, denn es sollte ein Ungeborenes sogar getötet werden, weil es nicht blind war.<sup>57</sup> Aber ist Blindheit nicht im gleichen Sinne eine Kultur wie Gehörlosigkeit, und ist es nicht Anmaßung, wenn man diese Kultur verhindert? Heute wird weitestgehend akzeptiert, dass die meisten Paare keine Vorbehalte haben, ein Kind abzutreiben, wenn sich zeigt, dass es blind oder auf andere Art und Weise behindert ist.<sup>58</sup> Können wir dann anders argumentieren beim umgekehrten Vorgehen, wenn dieses von den Eltern gewünscht wird? Mit welcher Begründung? Wie weit unterscheidet sich die Produktion eines gehörlosen oder blinden Menschen von anderen kulturellen Wunschprodukten, z. B. blauäugigen, blonden oder mit dem Samen von Nobelpreisträgern gezeugten Kin-

55 Ulf Hannerz: „Kultur“ in einer vernetzten Welt. Zur Revision eines ethnologischen Begriffes. In: Wolfgang Kaschuba (Hrsg.): *Kulturen – Identitäten – Diskurse* (wie Anm. 54), S. 64–84, hier S. 67.

56 Ruth Benedict: *Patterns of Culture*. Boston 1934.

57 C. Berndt: Der Wunsch nach dem fehlenden Sinn (wie Anm. 51).

58 Vgl. die Aussage des Genetikers in C. Berndt: Der Wunsch nach dem fehlenden Sinn (wie Anm. 51).



dern? Ein der Gleichwertigkeit verpflichtetes Kulturkonzept darf hier keine Wertungen vornehmen. Kulturell begründete Körper- und Menschenbilder scheinen damit aber die gleichen Fragen hervorzurufen wie biologisch oder medizinisch begründete. Was begonnen hat als Reaktion auf hierarchisierende, rassistische und biologistische Gesellschafts- und Kulturkonzepte und als Versuch, demokratische Vorstellungen von Gleichberechtigung in der Kultur zu etablieren, endet in ebenso schwierigen und problematischen Abgrenzungsdiskussionen wie die Debatte vor einem Jahrhundert.

Jede Kultur repräsentiert nach Auffassung der modernen Kulturwissenschaft eine eigene Ordnung von Personen und Dingen. Diese Auffassung, ursprünglich vor allem in Kontexten der Dekolonisation und bei Fragen von ethnischen Minderheiten relevant, wird zunehmend auf vielfältige Gruppierungen innerhalb einzelner Gesellschaften angewendet. Das Recht auf kulturelle Eigenart, auf eine kulturelle Identität und auf Anerkennung der Differenz bietet angesichts der Ausweitung auf immer weitere Gruppen und angesichts der neuen biomedizinischen Möglichkeiten fundamentale Herausforderungen. Denn Kultur wird nun nicht als „Bedeutungsgewebe“, an dem alle mitweben, und als „Sakralisierung kollektiver Sinngebungen“<sup>59</sup>, sondern als Festschreibung körperlicher Zustände gesehen, die praktisch unwandelbar und unbeeinflussbar sind. Wäre als Folge eine ähnliche biologistische Fixierung wie um 1900 denkbar? Ist die Vorstellung von einer Gleichberechtigung der Kulturen und von der Akzeptanz von Differenz angesichts dieser neuen medizinisch-technischen Möglichkeiten weiterführend? Wo liegen mögliche Grenzen einer solchen Auffassung, und wer legt diese fest? Müsste der Kulturbegriff neu gefasst werden?

Wenn man die Geschichte der Wissenschaften, auch der Naturwissenschaften, überschaut, stellt man fest, dass es zumeist utopisch-idealistische Beweggründe waren, welche die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bei ihren Forschungen antrieben. Es wird erkennbar, dass Wissenschaft nicht bloß als ein Arsenal von Techniken und Erkenntnissen, sondern umfassender zu verstehen ist: als eine Weltanschauung, als ein Bild vom Menschen, das aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive immer auch ein kulturell definiertes Bild ist.

In beiden hier behandelten Epochen streben die Wissenschaften in ihrem Selbstverständnis nach dem gleichen Ziel, die Situation der Menschen zu verbessern durch ein gesundes, erfülltes Leben, durch die Schaffung optimaler Grundlagen und durch das Eliminieren schädigender und beeinträchtigender Einflüsse. Wie sie das tun, wird durch die kulturellen Rahmenbedingungen bestimmt, durch

59 Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur. In: *Ders.: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a. M. 1983, S. 7–43; Wolfgang Kaschuba: Kulturalismus. Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs. In: *Ders. (Hrsg.): Kulturen – Identitäten – Diskurse* (wie Anm. 54), S. 11–30, hier S. 21.



das Bild, das sich die Gesellschaft vom Menschen macht, und durch die Werkzeuge, welche zur Verfügung stehen. Das Bild hat sich seit 1900 gewandelt: Es geht nicht mehr um das Herstellen eines möglichst homogenen „Volkskörpers“ durch Ausgrenzung bestimmter, typisierter Gruppen, sondern um die Optimierung jedes einzelnen Individuums auf der Basis eines Idealbildes. Erstmals besitzen wir die Werkzeuge, dieses Vorbild *im* Körper zu realisieren. Heute wie damals aber ist die Festlegung des Bildes vom Menschen eine Frage der gesamten Gesellschaft und deshalb betrifft ihre Analyse auch *alle* Wissenschaften.

Kultur wird von allen Beteiligten als wesentliches Element der Diskussion gesehen, und die Kulturwissenschaften haben mit ihren Konzeptionen zentrale Begründungsgrundlagen geliefert. Sie können sich daher der Debatte um das Bild des Menschen, wie es nicht zuletzt in seinem Körper manifest wird, nicht entziehen, sondern haben sich vielmehr verstärkt mit dem Zusammenwirken medizinisch-biologischer und kultureller Argumentationen auseinanderzusetzen.

### *English Summary*

WALTER LEIMGRUBER: Images of the Body – Images of the Human Being. Culture and Exclusion around 1900 and Today

The history of modern sciences and of modern medical imaging is just as well a history of social differentiation by images of the body. Within the picture of the body also the image of human being, of personhood as cultural conception and as idea is always negotiated.

In the second half of the 19<sup>th</sup> century the belief in an unambiguous visual identifiableness of the evil, the ill, the alien developed. The human body and the images that were made of this body, served as means of exclusion of certain social groups, whose body was perceived as mirror of their personality and their social position. Humans, whose picture was taken without their consent, became objects of knowledge and power on photos. Their bodies were visually fragmented and anatomised, their components reassembled into de-individualised types. However, around 1900 science did not possess the necessary tools to realise the dream of perfect humans in a perfect body.

Nowadays, body cult is again on the agenda. Fitness, wellness, cosmetics, dietetics, medicine, plastic surgery and gene technology work on the optimisation of the body, promise health, beauty, youth and extended life. Media and advertisement exert coercion on the public to conform to the images and to aim at perfect model bodies. Primarily by the example of gene technology the change of images of body and humans is pointed out and – as for the time around 1900 – it is asked, which role natural science and cultural studies play with regard to these changes.



